

18. Sonntag im Jahreskreis 2022
(am Vorabend, 30. Juli)

Predigt von Bischof Dr. Franz-Josef Bode
(per Livestream aus dem Osnabrücker Dom)

Lesungen: Koh 1,2.2,21-23
Kol 3,1-5.9-11
Evangelium: Lk 12,13-21

„Alle Tage besteht sein Geschäft nur aus Sorge und Ärger, und selbst in der Nacht kommt sein Geist nicht zur Ruhe. Auch das ist Windhauch.“ – Alles ist Windhauch.

Es ist erstaunlich, liebe Schwestern und Brüder, wie sehr ein Weiser vor 2200 Jahren mit seinen Worten unsere Situation trifft. Es ist Kohelet, der Prediger, wie wir sagen, mit seinen vielen Fragen, mit denen er das Tagewerk und die Luftschlösser der Menschen durchforscht und entlarvt. Es ist gut, dass es diesen nüchternen Menschen in der Bibel gibt, der uns auch mit ungelösten Fragen entlässt und nicht alles nur in positiven Perspektiven auflöst.

Wenn es je eine Zeit gab, in der unser ganzes Schaffen und Raffen, unsere Geschäftigkeit und Sorge bis zum burnout in Frage stand, dann ist es die unsere. Dann ist jetzt diese Zeit, da die Zerbrechlichkeit und Hinfälligkeit vieler unserer scheinbar selbstverständlichen Errungenschaften offenbar wird.

Der März 2020 hat uns gezeigt, dass von da an weltweit nichts mehr so geht wie es ging durch die Tücken eines raffiniert mutierenden Virus'. 2021 hat uns die Flut im Ahrtal und anderswo gelehrt, dass die Leichtigkeit des Sommers dahin ist durch drohende Hitzewellen, Dürren und Waldbrände oder durch Starkregen und Wasserfluten in zu sehr ausgetrockneten Bach- und Flussläufen, so die FAZ am vorigen Wochenende.

Und der Februar 2022 hat uns die Illusion eines Friedens in Europa geraubt.

Liebe Schwestern und Brüder, ich will nicht falsch dramatisieren oder Ängste schüren, aber ich möchte die nüchterne Wachheit des Kohelet aufnehmen, weil sie uns lehrt, die Dinge in ihrer Vergänglichkeit und Begrenztheit zu betrachten und unser Herz nicht zu sehr von der Sicherung unserer eigenen kleinen Welt und unserer eigenen Position gefangen nehmen zu lassen.

Es geht um die schlichte Annahme der Realität, dass nicht alle immer so weitergeht, wie wir es uns – und sei es auf Kosten vieler anderer – geschaffen haben, und dass

nicht immer nur Wachstum das Prinzip sein kann, sondern dass es auch Zerfall gibt, Zerbrechlichkeit und Rezession.

Die Geschichte vom reichen Kornbauern im Evangelium ist ein beredtes Beispiel für eine Vorratswirtschaft, die auf den ersten Blick klug erscheint – Vorsorge für schlechte Zeiten –, die aber auf den zweiten Blick egoistisch und selbstherrlich ist. Sie rechnet nicht mehr mit den eigenwilligen Realitäten des Lebens, die unsere Pläne durchkreuzen können wie etwa Krankheiten und Katastrophen, die Not der anderen und der eigene Tod.

Gerade der Evangelist Lukas befasst sich mit der Kritik des raffenden Reichtums und lenkt immer wieder den Blick auf die Armen und Habenichtse, die in der Ausweglosigkeit ihrer Not an alles andere denken als an größere Scheunen.

Unsere Zeit zeigt uns, dass das Prinzip der immer größeren Scheunen, das Prinzip des Wachstums, uns nicht nur zu sinnvollen globalen Vernetzungen geführt hat, sondern auch in globale Abhängigkeiten und globale Krisen, die uns jetzt auf die Füße fallen. Die Maßlosigkeit rein kapitalistischen Handelns und Denkens in vielen Bereichen erfährt ihre Grenzen. Notwendig wäre längst ein neuer Umgang mit der Wirklichkeit von Begrenztheit, auch menschlicher Begrenztheit bis hinein in die globalen wie privaten Beziehungen.

Diese gegenwärtigen Zeiten müssen zu einer neuen Nachdenklichkeit führen über unsere bisherige Wachstums- und Fortschrittsphilosophie, die uns letztlich weder Ruhe und Entspannung gebracht hat noch Frieden und Sicherheit.

Es ist an der Zeit, Schätze zu sammeln, die vor Gott reich machen, wie Jesus es sagt. Schätze wie Solidarität, die Bereitschaft zum Teilen, der Einsatz für die Bewahrung der Schöpfung, für Gerechtigkeit und Frieden im Kleinen wie im Großen, die Vertiefung und Verwurzelung unseres Lebens in Mut und Maß, in Gerechtigkeit und Klugheit, wie die vier großen Tugenden es ausdrücken, die „Kardinaltugenden“, weil sie eben „cardo“ sein können, Dreh- und Angelpunkt, ja Richtschnur für alle und für alle Zeiten sein können.

Dann aber auch die sogenannten „göttlichen Tugenden“: Glaube, das heißt vertrauen auf den immer Größeren und seine niemals und auch heute nicht aufgegebene Liebe; Hoffnung, das heißt sich sehnen und ausstrecken nach vorn und nach oben, besonders dann, wenn sich wieder einmal alles um uns selbst dreht und der Blick stur nach unten gerichtet ist; und die Liebe, das heißt Gott und den Nächsten lieben wie sich selbst. Weil Gott uns unendlich liebt, können wir eigentlich gar nicht anders, als den anderen Menschen, unseren Nächsten, Liebe zu schenken und darin uns selbst wiederzufinden.

Nichts anderes meint Paulus, wenn er in seinem Brief an die Kolosser schreibt – wir haben es gerade in der Lesung gehört: ‚Richtet euren Sinn auf das, was oben ist, nicht auf das Irdische. Euer Leben ist mit Christus verborgen in Gott. Tötet die Habsucht in euch! Belügt einander nicht und lasst euch nicht von euren Begierden treiben! So seid ihr neue Menschen, nicht mehr eingeteilt in Freunde und Feinde, in Nahe und Fremde.‘ Was Paulus sagt und meint, mag utopisch klingen, aber es ist nicht unmöglich, weil Gott selbst es für uns will und uns seinen Geist schenkt, es zu verwirklichen.

Und dazu braucht es gerade heute Orte, Zeiten, Begegnungen, Momente der Visionen und Deutungen, mit denen wir den derzeitigen Herausforderungen gewachsen werden und aus der Satttheit immer größerer Scheunen heraustreten in den Reichtum menschlicher und göttlicher Liebe. Die Zeiten der Mentalität des reichen Kornbauern müssen sich wandeln in Zeiten neuen Vertrauens und Glaubens, neuer unverschämter Hoffnung und neuer nie aufgegebenener Liebe.

Jetzt sind wir am Zug. Amen.